



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Regierung und Volk in Neapel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Regierung und Volk in Neapel.

„Naples, c'est un éclat de rire!“ so schildert ein sehr bezeichnendes Wort im Geiste unserer Nachbarn jenseits des Rheins; und um den ersten Eindruck wiederzugeben, welchen Neapels sonnig lachende Erscheinung hervorbringt, gibt es kaum eine glücklichere Wendung.

Da liegt es, wenn wir aus der Allee von Capo di monte ins Freie treten, tief unten wie der Hafen der Glückseligkeit selbst, vor uns ausgebreitet: weiße Häuserreihen ohne Zahl um den tiefblauen Meerbusen, dessen Fläche blendende Segel durchkreuzen und dessen Wellen im Süden die steilen Luffsteinufer von Meta und Sorrento bespülen, dem oliven-, orangen- und myrtenreichen Sorrento mit seinen winkenden Villen und seinem malerischen Gebirgshintergrunde. Aber kaum, daß sich das Auge losreißt von den Buchten und weißen Städtchen, von ringsum zerstreuten Kirchen, Castellen, Winzerwohnungen, Weingeländen, Palmen und Aloen, so fesselt zur Linken den Blick schon wieder die immer dampfende Esse des Vesuvs mit dem auferstehenden Pompeji zu seinen Füßen, während zur Rechten die Inseln Capri, Ischia, Procida, Nisida den Beschauer fast ungeduldig und unfähig machen, so vielgestaltige Reize auf einmal in sich aufzunehmen.

Verfolgt er von Capo di monte seine Straße weiter, so nimmt ihn bald der geräuschvolle Toledo auf, die ruheloseste Straße des ganzen Festlandes. Zwischen goldstrahlenden Caricolos voll gepuzter Weiber, Mönche, Bettelungen, zwischen buntgeschmückten Eseln, rasselnden Karossen, schreienden Eisverkäufern, eiligen Begräbniszügen, zufälligen Processionen mit flitterbehangnen Heiligen und wehenden Fahnen, zwischen gelangweilten Schweizeroldaten, spionirenden Polizeiwächtern, zwischen Aulstern-, Drangen- und Brocoliausrufern, zwischen schwarzäugigen Schönen, modernen Elegants, zwischen bärtigen Matrosen, stumpfnastigen Negern, halb nackenden Lazzaroni, langfingerigen Taschendieben und dem laut ausgeschelten Allerheiligsten, vor dem nun plötzlich alle Welt auf den Knien liegt oder doch das Haupt entblößt, zwischen diesem bunten, lärmenden, aufregenden und zugleich betäubenden Durcheinander sucht und findet der neue Ankömmling seinen Weg und gesteht sich, am Ziele seiner Wünsche angelangt, mit Kopfschütteln, daß Neapel allerdings ein éclat de rire ist.

Aber mit diesem Lachen hat es eine unheimliche Bewandniß. Wäre ein neapolitanischer Herrscher auf den Einfall gekommen — wie Venedigs schwarze Gondeln die Trauer der Lagunenstadt darzuthun bestimmt sind — der lachenden Stadt auch äußerlich ein Trauerzeichen anzuhängen, wahrlich der Anlaß dazu hätte nicht gefehlt!

Auch der flüchtige Reisende, welcher zum ersten Mal die Reize der schönen Grenzboten. IV. 1856.

Stadt bewundert, hat schon manchen peinlichen Eindruck neapolitanischen Wesens aufnehmen müssen, und er muß vieles vergessen, bevor er sich dem Genuß des Augenblicks hingeben kann. Zunächst die Beamten.

Wenn man Italien bereist, hat man Gelegenheit, sich einen Rückblick in unsere heimischen Grenzverhältnisse, wie sie vor Einführung des Zollvereins waren, zu verschaffen, nur daß man in Italien sich diese Plackereien fast allenthalben mit Bestechungen vom Halse schaffen muß, was in dem Staatencomplex dießseits der Alpen nicht immer möglich war.

Die verschiedenen Doganen haben alle Mal bestimmte Artikel, auf die sie ihr Hauptaugenmerk richten. In einigen derselben treffen sie aber sämmtlich zusammen, das sind Bücher, Tabak und — Rosenkränze.

Bei der großen Sorge, mit welcher die Geistlichkeit, den Papst an der Spitze, sich bemüht, Rosenkränze in aller Leute Händen zu wissen, sollte man denken, es gäbe in dem Lande der wunderthätigen Madonnen nichts Erwünschteres, als diese Maschine der Frömmigkeit. Wie die Staatsklugheit aber von jeher darauf ausging, das Unentbehrlichste zu besteuern, das Salz, das Licht des Tages und so manches Andre, so ist der Rosenkranz denn auch als ein erwünschtes Mittel zur Vermehrung der indirecten d. h. der versteckten Steuern ausgezeichnet worden, und wer in dem neapolitanischen Grenzorte Fondi seine Koffer den Visitatoren aufschließen muß, wird zugleich mit dem bestechenden Trinkgelde die Versicherung geben müssen, daß er keine Rosenkränze einführe.

Diese Gelderpressungen wiederholen sich auf der Reise nach Neapel per Betturin an mehren Orten, vorzugsweise in Mola di Gaëta und in Capua. Die geringsten Pasirrhümer geben Anlaß zum Aufhalten der Reisenden, und wer eine zu elegante Bedienung ohne ausreichenden Vorrath von Grobheiten mit sich führt, kann in solchen Fällen um Geldsummen gebracht werden, die mehre Nullen im Gefolge haben. Dasselbe Verhältniß findet mit Rücksicht auf die Kofferuntersuchung statt. Nachdem man der unvermeidlichen Deffnung derselben an der Grenze des Landes sich fügte und nur durch Trinkgelde ihre Durchwühlung zu ersparen vermochte, ist der Wunsch begreiflich, nicht in jedem Städtchen, wo eine Accisestätte ist, der nämlichen Tribulation ausgesetzt zu werden; denn selbst vor Entwendungen ist man bei der zweifelhaften Stellung dieser Wegelagerer in Gestalt königlicher Beamten nicht gesichert. Diese Bedenken machen den Reisenden geneigt, dem Visitator gleich mit einem Geldanerbieten entgegenzukommen, sobald die Spitzen seines Schnauzbartes nur in den Wagen bohren. Er läßt sich aber Zeit. Zuerst sieht er sich seine Leute genau an, ob Engländer, ob Franzosen, ob Deutsche; dann sucht er durch die Art, wie sie ihm entgegenkommen, zu erforschen, ob sie Erfahrung haben, oder ob sie Neulinge sind; endlich, wie das Gepäck untergebracht ist und ob den Reisenden viel daran liegen muß, es nicht umgestapelt

zu sehen. Ein bis zwei Ducati in solchem Falle heißen ein glimpfliches Abkommen, wenn schon gar kein Grund ausfindig zu machen ist, warum eine Visitation von Reisenden, die nur durch die einzige Straße des Räubernestes durchzufahren wünschen, vorgenommen werden muß.

Bei solchen Veranlassungen lassen die Beamten dem Reisenden jede erdenkliche Freiheit mit dem Namen Birbanti, Ladri, Malfadori um sich zu werfen, und das Wort Canaglia selbst bringt sie nicht aus ihrem stoischen Humor.

Hat man seinem Herzen solcher Art Luft gemacht und sich mit dem nie ausgeführten Vorsatz beruhigt, in Neapel diese Spitzbübereien aufzudecken, so wartet unmittelbar am Weichbilde dieser Stadt selbst die letzte Begrüßung ähnlichen Charakters, und ein uniformirter Accisebeamter mit langem Bistritspieß versichert im Angesicht des lockenden Paradieses dem erschrocken Blaggia-tore: Hier sei das Abladen sämtlicher Kisten und Koffer eine nicht zu umgehende Vorschrift des königlich neapolitanischen Gesetzcoder. Der Reisende, im Bewußtsein, manches Opfer gebracht zu haben, um das Vaterland Tassos und Sannazars zu schauen, greift in die Tasche nach den unerwartet zusammengeschmolzenen Ducatis und faust sich mit einem vergoldeten oder doch versilberten Fluche zum letzten Male frei.

Dies alles geschieht nicht verstoßen, nicht nur im Dämmerlicht, dem Begünstiger erzwungener Almosen, nicht nur hin und wieder; sondern keck, am hellen Tage, und als Regel für jeden, der zahlen kann. Die Befolgung der Beamten nimmt gleich auf diese Beisteuern des reisenden Publicums Rücksicht, und stets wiederholt sich an Neapels Schwelle das Nämliche, was dem Reisenden in Fondi noch als eine in Neapel kaum geahnte Schattenseite des Centralisationsystems galt. Schüttelt man ungläubig den Kopf, wenn der Betturin seinem Jungen alle Mal verschärftes Augenmerk auf das Gepäck des Hinterwagens empfiehlt, so oft ein Gendarm vorbeireitet, so fängt man bald an, sich in die gewöhnliche neapolitanische Erklärung für die Zunahme von Raubmorden an der Chiaia und dem St. Luciastrande zu finden, wonach eben eine Vermehrung der Gendarmerie vor kurzem bewerkstelligt worden sein muß.

Ein andres Kennzeichen der Beamtenstellung gewahrt der Fremde, wenn er mit der Briespost in Berührung kommt. Er mag auf den Briefen franco lesen oder nicht, immer wird er Anlaß haben, sich über das Mißverhältniß zwischen dem darauf notirten Porto und Försters Portotaxe für Neapel den Kopf zu zerbrechen. Wagt er eine schüchterne Bemerkung, so überzeugt er sich bald, daß man in diesem Punkte von keiner Empfindlichkeit weiß. Er wird einige Treppen aufwärts gewiesen, wo er dann das für solche Zwecke nöthig gewordene Reclamationsbureau finden oder verfehlen mag. Findet ers, so wird sein Brief nachgewogen; eine Anzahl Müßiger (wir zählten einmal dreizehn),

lassen den Brief durch ihre Hände gehen, und zum Schluffe wird dem Harrenden sein Brief mit einem Scheine für die Kasse eingehändigt, wonach er einige Gran ausgezahlt erhält. Diese Kasse kann ein bewährter Ortsknecht wol ausfindig machen, doch trifft sich häufig, daß sie geschlossen ist und dieses oder jenes Festtags wegen heute nicht wieder geöffnet wird. Für solchen Fall mag der Reclamant sich auf ein anderes Mal vertrösten lassen. Geht es ihm glücklicher, so erwägt er auf dem Heimwege, ob der Zeitverlust im dumpfen Bureau unter einem Himmel, wie derjenige Neapels, in einer Stadt, die ihm mit jeder Minute Neues bietet und wo er jede Secunde auskaufen sollte, nicht schwerer zu verschmerzen ist, als der wiederholte Einblick in dieses Privatgeschäft einer königlichen Beamtenstube. Von zehn Reclamanten wird nicht einer zum zweiten Mal im Postgebäude seine Studien zu erneuern Lust haben. Dnehin muß man natürlich die Briefe so lange uneröffnet lassen, obschon, wie das beschädigte Siegel ausweist, ein amtlicher Einbruch der eignen Lectüre bereits in den meisten Fällen vorausging. Wohnt man vollends in Villeggiatura und erhält seine Briefe von Neapel zugesandt, so hört jede Möglichkeit, Portoraub abzuwenden, auf.

Viele andere Erfahrungen, welche Schlagschatten auf den Geist der Regierung werfen, persönlich zu machen, dazu hat der Fremde bei kurzem Aufenthalt nicht immer Gelegenheit. Douane, Paß, Briefpost — das sind seine Berührungspunkte mit der Beamtenwelt. Findet er, daß ihn Sacchini und Vermietter übervorthailen, so kommt das bei ihm auf Rechnung des italienischen Volkscharakters, ohne daß er im Allgemeinen bedenkt, wie das tägliche Beispiel einer gefezlosen Gefezvollstreckung in solchen Erscheinungen nur seine bitteren Früchte trägt.

In die Gefängnisse gelangt er nicht leicht. Passirt er jedoch kleinere Orte, wie z. B. Mola di Gaeta, Sorrento u. a., so streckt nicht selten ein Gefangener unmittelbar neben ihm durch das Gitterfenster eines Kerkers zur ebenen Erde die bettelnde Hand oder eine lange Angelruthe mit einem Bettelkorb entgegen und er hat kaum sein Almosen hineingelegt, so gellt ihm schon der Lärm und das rohe Lustgeschrei der gefangenen Kameraden nach, und gute Freunde der Eingesperrten, Weiber, Männer, Kinder, ja die Wache selbst, nehmen an den Späßen Theil, die jene Gabe in der Kerkerstube hervorgerufen hat. Auch mit dieser Seite der Gefezgebung, die den traurigen Ernst der Gefangenschaft zu einer Farce für müßige Zuschauer umstimmt, hat er Mühe sich zu befreunden, so gern er bereit ist, dem heitern Himmel und der süßlichen Leichtthäbigkeit Rechnung zu tragen. Ebenso wenig begreift er, wenn unter den Galcerensträflingen in gelben Jacken, welche täglich den S. Luciastrand sperren, einzelne in farbigen Glacehandschuhen, die Cigarre im Munde, einherstolziren.

Er hat nicht mindere Veranlassung sich zu wundern, wenn er nach Morris Danaë, nach der Venus Kallipygos und andern erotischen Kunstwerken des Museums fragt, und man ihm bedeutet, der Saal, in dem sie untergebracht worden, sei vermauert; wenn er in Kunsthandlungen Kupferstiche sieht, wo die Feder und Tinte des Sittlichkeitsensors den Mängeln der Bekleidung durch einige feste Striche abgeholfen hat.

Aber alles das hängt wie ein unlösbares Gespinnst untereinander zusammen, und die vielen Wunder, welche eben in diesem, ohnehin schon vom Himmel gesegneten Landstriche geschehen, ziehen sich halb poetisch, halb abgeschmackt, wie ein bunter Saum um das Ganze herum.

Daß eine Madonna in dem Hauptravino Sorrentos nach Licht (lume, lume!) gerufen hat, ist von untergeordneter Bedeutung in einem Lande, wo dieser Schrei nach Licht und Aufklärung ein allgemeiner ist, und es ist müßig zu untersuchen, ob wirklich die Madonna (wie im römischen Pantheon) nach Licht rief, oder ein entschlossener Kapuziner, wie einige behaupten, der mit seinem Liebchen in der Kapelle steckte, als eben Andächtige hineintreten wollten, und diese in Verwirrung zu bringen veranlaßt war. Das Licht ist seitdem hingestellt worden und die Gunst des Dunkels für alle Fälle verschert. Auch daß der h. Antonio, den die Sorrentiner bei einem Künstler Neapels in Silber bestellt hatten, ohne hinreichende Mittel zu seiner Auslösung zusammenbringen zu können, sich selbst auslöste, ist in unserm Zeitalter unbegreiflicher Finanzoperationen nichts, wobei man sich lange aufhalten kann.

Mehr Interesse gewährt schon ein Fall, der die verstorbene Königin betrifft. Sie war durch Wohlthun ausgezeichnet, überhaupt ein Liebling der Armen. Von diesen ihren Beschützten zeigte sich eine — es war eine alte Witwe, die wöchentlich Unterstützung empfangen hatte — nach dem Tode der Königin bei einem Goldschmied, um einen Ring zu verkaufen. Der Ring wurde als ein Eigenthum der Königin erkannt und eine Untersuchung gegen die Verkäuferin desselben eingeleitet. Es stellte sich hierbei indessen heraus, daß die letztere, häufig im Gebet vor der Gruft ihrer verstorbenen Wohlthäterin verweilend, von dieser die Weisung erhalten hatte, den Ring sich anzueignen, wozu sich denn auch Gelegenheit gefunden zu haben scheint. Es fragte sich nun: handelt es sich hier um einen Betrug oder ein Mirakel? Die letztern sind zur beabsichtigten Heiligsprechung der Königin nöthig und die Vermuthung, daß ein Mirakel geschehen sei, lag nahe. Der Ring verblieb deshalb in dem Besitz der Beschenkten und — wenn anders die Anekdote wahr ist — es wurde der Witwe ein Jahrgehalt durch königliche Gnade bewilligt. Der alte Frig entschied in einem ähnlichen Fall, wo ein Grenadier, des Kirchenraubs verdächtig, sich auf die Fähigkeit seines hölzernen Heiligen bezog, Geschmeide, das ihm selbst nichts nütze, armen Teufeln von Soldaten zu schenken,

dahin: daß es für dies Mal sein Bewenden haben möge, daß der Grenadier sich aber künftig keine solche Geschenke machen lassen solle. Freilich glaubte sich der König selbst während der stürmischen Revolutionsstunden und auf der Reise nach Gaëta vor aller Gefahr dadurch gesichert, daß er den schweren Mantel des heiligen Januarius unablässig trug. —

So ungefähr sind die ersten Eindrücke Neapels. Eine Landschaft für Selbige, sehr ärgerliche Beamte und ein Volk, das man nicht versteht. Wer aber längere Zeit im Lande lebt, dem erscheinen Regierung und Volk in immer düsteren Farben, und er wird selbst in dem goldnen Licht des Tages zuweilen den Gedanken nicht loswerden, daß er unter Gebannten wandelt, welche einem finstern Fluche verfallen sind, und die einst ein unterirdischer Donner aus dem Reiche der Lebenden hinabrufen wird zu der finstern Unterwelt.

Wir wollen im Folgenden dieser Seite der Metropole unsere Aufmerksamkeit widmen.

Es wird hierbei vor allem die Zeit der letzten revolutionären Ereignisse, also 1847 und 1848, ins Auge zu fassen sein, da die Geschichte derselben noch wenig bekannt ist und dennoch den Schlüssel zur Beurtheilung der gegenwärtigen Sachlage in den beiden Sicilien abgeben muß.

Durchblättert man Neapels Vergangenheit, so findet man wol hin und wieder kurze Abschnitte, von denen der Geschichtschreiber, weil eben keine Revolutionen zum Ausbruch kamen, uns versichert, diese Zeit über habe das Volk sich glücklich gefühlt. Bei Lichte besehen ist die Natur der Bevölkerung aber, nicht weniger als der Vesuv, so lange ihre Geschichte begonnen hat, noch nie ihrem vulkanischen Charakter untreu geworden, und es wird wenige Jahrzehnte geben, wo sie friedlicher Entwicklung in der ihr natürlichen Richtung sich bewußt ward.

Zum großen Theil ist hieran die geographische Lage des Landes Schuld. Mehr noch als seine Schönheit reizte die fremden Eroberer die Abenteuerlichkeit seiner leicht zugänglichen Küsten. Griechen, Römer, Sarazenen, Normannen, Spanier, Britten, Franzosen — Deutsche vor allen — haben sich in die Angelegenheiten des Landes gemischt, ihm seine Herrscher gegeben oder bestritten und was Neapel selbst betrifft, so hat es nicht viel länger als vierzehn Tage lang das freilich zweifelhafte Glück genossen, unter dem Scepter eines wirklich Eingebornen zu stehen — unter Masaniello, dem Fischerherzog.

Diese Wehrlosigkeit machte es zum schadhastigen Flecken des ganzen italienischen Stiefels. Man konnte die Insel Sicilien sich nicht selbst überlassen, weil sie zu schwach war, um sich selbst zu vertheidigen, und von Sicilien aus jeder fremde Eroberer bereits die Thürklinke in der Hand hielt, um ins Haus selbst einzudringen.

Andrerseits war Sicilien nie zu überzeugen, daß es die Pflicht habe, Freiheit, Neigung zur Selbstregierung und den Unabhängigkeitsdrang des Insulaners aufzuopfern, weil in der That der metternichsche „geographische Begriff“ in Sicilien selbst seine Basis habe. Neapel brauchte Sicilien, damit es keinem andern zur Beute werden sollte. Sicilien aber mit der unbestegbaren Reckheit eines Unentbehrlichen wollte von Neapels Schutz nicht mehr wissen, als von seiner Mahl- und Schlachtsteuer, seinem Beamtenheer, seinen Befugungen, seinen Doganawächtern, seinen Einforderern der Civillistensteuer.

Dies Zwillingsverhältniß, in manchen Punkten dem Verhältniß Schleswig-Holsteins zu dem dänischen Duodezstaat nicht unähnlich, ist einer der Hauptgründe, warum das Königreich beider Sicilien immer schwer zu regieren sein wird, selbst dann noch, wenn Diplomatenweisheit anderer Staaten nicht mehr darauf bestehen wird, von ihrem Ueberflusse diesem unglücklichen Lande zu Theil werden zu lassen.

In der unheilvollsten Weise vielleicht geschah dies 1821. Im Juli des vorhergegangenen Jahres hatte das Land, durch den Aufstand von Monteforte, die spanische Constitution sich wieder erobert. Der König war gezwungen, nachzugeben, und er that es mit dem guten Willen, welcher selbst dem Zwange manches von seiner Herbitheit nimmt. Aber von den Monarchen Rußlands, Oestreichs und Preußens zu dem Congreß nach Laibach eingeladen, wurde er veranlaßt, mit Hilfe östreichischer Bajonette den vorconstitutionellen Zustand wieder herzustellen. Es geschah, und die Grausamkeit, mit welcher die alte Partei sich für die überstandene Angst rächte, überstieg alles, was man sich nach gewöhnlichen Begriffen von reactionären Umwälzungen vorstellt.

Ueber diese Grausamkeiten gibt ein unverdächtiges Zeugniß Bericht, das wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen. Wir würden bei der Geschichte andrer civilisirter Länder Anstand nehmen, drei Jahrzehnte rückwärts zu gehen, um zu zeigen, wie die Parteileidenschaft verfährt. Aber Neapel ist seitdem kaum vorwärts geschritten, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir zwischen damals und jetzt bei ähnlichen Umständen kaum einen Unterschied zugeben mögen. Gladstones Briefe, die wir nicht zu vergleichender Gelegenheit hatten, bestätigen übrigens, so weit wir uns ihrer von früher her erinnern, das Gesagte.

Jenes Zeugniß findet sich in dem Rapport des Baron Wöber (d. d. Cosenza 3. März 1823) an seinen Vorgesetzten, General Baron Frimont, Chef der östreichischen Expeditionsarmee. Er lautet nach der Rückübersetzung aus dem uns vorliegenden italienischen Document:

„Menschlichkeit, Pflichtgefühl und Klugheit veranlassen mich, Ew. Excellenz zu empfehlen, durchgreifende Mittel zur Beseitigung des Krankheitsstoffes zu ergreifen, von welchem diese Provinz täglich mehr angesteckt wird. Stündlich

erhalte ich neue Nachrichten aus Rogliano, welche ebensovieler neue Erfindungen der Wuth des dortigen königlichen Intendanten mir melden. Ist nur die Hälfte davon wahr, so muß man den Intendanten De Mattheis reif für das Zollhaus erklären. Die Scheußlichkeiten, welche gegen Verdächtige begangen werden, sind unglaublich, und wenn nicht alles Fabel ist, sind wir in jene barbarischen Jahrhunderte zurückgeschleudert, wo man Scheiterhaufen für die dem Schöpfer wohlgefälligsten Opferaltäre ansah. — Nur eine Stimme herrscht hierüber in Cosenza.“

„Edelleute, Bürger, Geistliche, hohe und niedere Angestellte erzählen das Nämliche und ich bin nur das Echo der allgemeinen Stimme. Greise nicht minder als Weiber und Kinder hält man für ihre flüchtig gewordenen Verwandten in Haft; sie werden gemißhandelt, geschlagen; man gibt die Bastonade auf die Fußsohlen. In der teuflischsten Weise bedient man sich der Tortur. Man preßt des Gefangenen einen Daumen mit seiner großen Zehe zusammen und der so Gekrümmte wird mit dem Flintenkolben vorwärts gestoßen. Zu diesem Scherz lachen die Wachen des Intendanten und die Vertreter des königlichen Justizministeriums. — — Andere werden ihrer Kleider beraubt, bei nächtlicher Weile dem Frost und der Unbill des Wetters ausgesetzt, die Füße und Hände an ein Kreuz gebunden. — — Die Frau, in deren Hause der Intendant sich einquartirt hat, fiel in Krämpfe beim Anblick dieser Mißhandlungen. Ihr Gatte, Morelli, der erste Bürger in Rogliano machte dem Intendanten vergeblich die heftigsten Vorstellungen. Dieser antwortete, er werde in dem Hause machen, was ihm gefalle. Angst, Entsetzen und Verzweiflung haben sich aller Geister bemächtigt. Nur die größte Mattigkeit, die Furcht vor der Familienbeschimpfung, das Mißtrauen gegen Verrath verhindern noch den neuen Ausbruch der revolutionären Flamme aus den glimmenden Kohlen. Unausbleiblich aber werden Verzweiflungsacte sein. Ganze Familien wandern aus von Rogliano sowohl, wie von Marfi, Conslenti, Martirano, Altilla und S. Mango. — — Man sagt in Catanzaro wüthe der königliche Commissar ebenso. — In diesem selben Augenblicke erhalte ich von glaubwürdigster Seite die Bestätigung dieser Nachrichten und eile Ew. Exc. davon per Staffette zu benachrichtigen.“

Dieser Brief war, wie wir erwähnten, von einem hochgestellten österreichischen Militär, dem das Blut in die Wangen stieg, als er sah, welche Schleichereien unter dem Schutze der fremden Bajonette in dem niedergeworfenen Lande begangen wurden. Da jener Bericht vom März 1823 stammt, im Mai 1822 aber schon auf Anlaß Oesterreichs, welches der öffentlichen Meinung sich fügte, das erste Ministerium der Reaction einem etwas milderen Plag hatte machen müssen, so hat man einen Maßstab für die Greuelthaten, welche unter dem ersten Ministerium begangen sein müssen.

Diese Lage der Dinge dauerte zum Glück nicht lange, obschon fünf Jahre immer genügen, um böse Saat in Menge auszustreuen. Man hatte die Jesuiten zurückberufen. 35,000 Destreicher zehrten am schwindenden Wohlstand des Landes. Auf der Insel Sicilien allein hatte die Summe der politischen Gefangenen die Höhe von 16,000 erreicht — auf einer Gesamtbevölkerung von kaum 2 Millionen. Das Deficit der Staatsrechnung war jährlich im Wachsen. Endlich, nach Ferdinand I. Tode, schien mit dem Regierungsantritte seines Sohnes Franz I. eine glücklichere Zeit für die vereinigten Königreiche zu beginnen. Amnestien wurden erlassen, die Kerker gelichtet, mit Oestreich vereinbart, daß der Bestand seiner Hilfsarmee auf 15,000 und demnächst auf 12,000 Mann vermindert werde, sobald die Capitulation mit den schweizer Cantonen Ersatzmannschaft in hinreichender Anzahl gestellt habe. Da indessen das eigne Landheer nach der Beseitigung der Verfassung aufgelöst und den Offizieren das Tragen ihrer Uniform verboten worden war, fehlte es nicht an Räuberbanden im Gebirge und ein großer Theil der Wehrkraft des Staats wurde durch sie allein in Athem gehalten. Aus dieser Zeit und aus ähnlichen Anlässen datirt im Wesentlichen die Theilnahme der italienischen Bevölkerung für alles, was den Namen Brigante oder selbst Vrbante führt; es waren in der That größtentheils politisch Unzufriedene. Nun die Begriffe einmal verwirrt sind, bringt kein Moralpredigen sie wieder auf den richtigen Weg zurück.

Unter Franz I. Regierung taucht zum ersten Male der Name Del Carretto auf. Er zeichnete sich als Gendarmenoberst 1828 in der Verfolgung der verschworenen Gebrüder Capozzoli aus, zerstörte die Commune Bosco und setzte dieser That ein Denkmal in Gestalt einer Säule. Zugleich sprach ein Circular die Weisung aus, in Civilsachen die Anhänger der Murati und Masoni und alle des Carbonarismus Verdächtigen mit den höchsten, die Outgesinnten mit den niedrigsten Strassätzen heimzusuchen.

Schon im November 1830 indessen gab es neuen Regierungswechsel, neue Hoffnungen, neue Säuberung der rasch wieder schmutzig gewordenen Regierungsmaschine. Ferdinand II., der jetzige König, folgte seinem Vater Franz. Er war erst zwanzig Jahre alt und die politische Atmosphäre des Jahres 1830 brachte reformatorische Wünsche selbst verständlich mit sich. So erfolgte denn am 10. November das Versprechen besserer Verwaltung, sparsameren Haushaltes, nationalerer Politik. Es wurde einigermaßen Wort gehalten, und fast vier Jahre lang genoss Ferdinand II. das Glück, ein gehorsames Volk zu regieren und durch Milde zu erreichen, was seine Vorgänger durch Strenge nicht durchgesetzt hatten. Die früheren Einflüsse machten sich indessen nach und nach auch bei Ferdinand geltend. Man sprach ihm von den Gefahren seines liberalen Systems, man ängstigte ihn mit erfundenen Ver-

schwörungen und verdächtigte vor allem den Polizeiminister Intonti. So erwachten denn am 14. September 1834 die Neapolitaner aus dem Wahne besserer Zeiten zu der plötzlichen Enttäuschung: der König habe seine Meinung geändert. Ein Circular des Staatsrathspräsidenten machte die staunende Bevölkerung mit dieser Schwenkung bekannt und fand nur mit augenscheinlicher Mühe die hinreichenden Ausdrücke des Abscheus, welche der König jetzt gegen jegliche liberale Concession empfand.

Niemand war darüber in Zweifel, daß dieser Meinungswechsel durch den Beichtstuhl vermittelt worden war. Die Jesuiten erhielten zahlreiche Zugeständnisse; Graf Trapani selbst, der jüngere Bruder des Königs, wurde dem Jesuitencollegium de' Nobili übergeben. Intonti, der Polizeiminister, mußte binnen 24 Stunden die Grenze überschreiten. Man nahm seine Papiere fort, um wenigstens einen Theil seiner Spionersfahrgung zu retten, und ernannte Saverio Del Carretto zu seinem Nachfolger. Die Polizei wurde seitdem zur Magistratura armata und trat eine Stufe höher als alle anderen Regierungskräfte. Der königliche Palast, die Administrationsgebäude, die Tribunale, die Theater wurden durch sie allein beaufsichtigt. Sie zog Wahl- und Grundsteuer ein, besorgte Beschlagnahmen und eine Gendarmenausfage in politischen Untersuchungen war unumstößlich. Dies war der natürliche Anfang zur völligen Corruption des Polizeiheers.

Einstweilen verkündigten, wie beim Besuch der Fall zu sein pflegt, kleinere Ausbrüche, unscheinbare Revolutionskrater die Vorbereitung jenes spätern großen Ausbruches. Die Brüder Rossana und Romano, der Frate Angelo Peluso, der Arianeser Michele Porcaro erlagen in Versuchen solch einseitiger Widerseßlichkeit. Erst 1836 kam es zu den berüchtigten Choleraausständen in Neapel, die sich 1837 mit größerer Heftigkeit in Sicilien wiederholten. In zwei Monaten starben in Palermo, einer Stadt von 160,000 Einwohnern, worunter 27,000 Mönche, Nonnen und Weltgeistliche, nicht weniger als 23,000 Menschen. Seitdem haben wir selbst vor zwei Jahren in Neapel ähnliche Verheerungen erlebt und begreifen gelernt, wohin die dort noch gesteigerte Blöghlichkeit dieser Plage eine unwissende, mißtrauische und leicht gereizte Bevölkerung führen kann. Man glaubte noch 1834 an Brunnenvergiftungen und bedrohte die Verdächtigen, ohne sich indessen viele Gewaltthaten zu Schulden kommen zu lassen. 1837 war die Seuche dem Volke neu und da es sich ihrer selbst nicht erwehren konnte, vergriff es sich an denen, welchen es am ersten Böses zutraute; Beamte, Edelleute, Fremde wurden mißhandelt, der Vicekönig verjagt, die Garnison entwaffnet und, da sich Revolutionäre der Bewegung bemächtigten, erklärte Sicilien sich frei. Doch mit dem Verschwinden der Krankheit kehrte die Besinnung wieder. Die irgend mit Mitteln zur Flucht ausgerüsteten Sici-

lianer waren beim Ausbruche der Cholera geflohen und wenig mehr als die untere Classe des Volkes hatte solcher Art Gelegenheit gehabt, thätig oder unthätig der Umwälzung zuzusehen. Es war zum großen Theil eine socialistische Bewegung gewesen, veranlaßt durch die Feigheit oder das Ausreißen der Beamten und der Begüterten; den regierungsfeindlichen Stempel gab ihr eine Handvoll dreister Anhänger des jungen Italiens. So genügten denn 3000 Mann Schweizertruppen, in deren Gefolge der schon gefürchtete Del Carretto seinen Einzug hielt, um die Insel fast ohne Blutverlust der Bourbonenkrone wieder zu unterwerfen. Nachdem die Entvölkerung noch eine Weile durch standrechtliche Begnadigungen fortgesetzt worden war, ging Sicilien durch die Acte vom 31. October 1837 seiner eignen Verwaltung verlustig und wurde eroberte Provinz.

Auch im Neapolitanischen waren zur nämlichen Zeit die Anhänger des jungen Italiens thätig gewesen. Die Abbruzzen ernannten eine provisorische Regierung und proclamirten die sogenannte Constitution von Palermo; Cosenza und Civita di Penna lieferten als Häupter der Aufruhrspartei Casari, Castiglioni, Forcella und den Notar Caponetti. Doch erlagen auch diese Bestrebungen bald dem Einschreiten des Majors Ducarne. Die wirklichen Urheber entkamen. Die Verleiteten wurden hingerichtet; acht derselben allein in Teramo.

Die Schwefelfrage gab 1840 der Regierung eine erwünschte Gelegenheit, der Unzufriedenheit eine andere Richtung anzuweisen und sie in eine Art Fremdenhaß umzustimmen. Bekanntlich mußte Ferdinand II. in dem Streit mit England sich die Vermittlung Thiers gefallen lassen; er hatte aber der von Malta herübergekommenen englischen Flotte doch die Fahne gezeigt und diese Befriedigung des neapolitanischen Nationalgefühls gab ihm wieder einige Popularität. Inzwischen standen schon wieder im Herbst 1842 die Orte Montercale, La Matrice und der Rest der Provinz in vollen Aufruhrflammen. Ein früherer Spion der verstorbenen Königin Marie Caroline (Gattin Ferdinands I.), Gennaro Tanfani mit Namen, verhaft wegen Rohheit und Härte, wurde auf dem Wege zum Castell, dessen Commandant er war, in Aquila erdolcht. General Casella dämpfte auch diesen Aufstand. 133 Menschen, darunter der Marchese Dragonetti, Luigi Falcone, der Baron Giuseppe Cappa, der Advocat Marvelli, kamen auf die Anklagebank. Vier wurden erschossen, 56 zu Galeeren- und andern Strafen verurtheilt.

Am 15. März 1844 ergriff Cosenza wieder die Fahne des Aufruhrs; auch dies Mal gab es keinen Erfolg, aber großes Blutvergießen. Wir übergehen die Liste der kämpfend Gefallenen. Sieben wurden fusilirt, 14 auf die Galeeren geschickt. Diese trugen kaum ihre rothen Jacken und drehten, die Kugel am Bein, die schweren Tauwinden im Graben des Castell Nuovo, als von

der Küste Calabriens die Kunde nach Neapel drang, das junge Italien habe eine Landung bewerkstelligt. Allem Anscheine nach wußte die Regierung mehr von dieser Sache, als sie sich das Ansehen gab. Seit langem schon hatte man durch die Zeitungen Gerüchte zu verbreiten gesucht, welche bestimmt wären, die damals in Corsu weilenden Anhänger des jungen Italiens ins Ney zu locken. Es hieß in jenen Berichten: die Mißstimmung in Calabrien sei allgemein, es fehle nur an Führern. Zugleich traf es sich, daß ein gewisser Bandit il Nivaro, der nach Corsu geflüchtet war, sich als Wegkundiger in den calabrischen Bergen empfahl; ein Corse Bocchecampi schloß sich auf gleich zufällige Weise an. Die Mazzinisten in Corsu fanden nun in Gesellschaft dieser zwei Dienstwilligen die Gebrüder Attilio und Emilio Bandiera, Domenico Moro und Nicola Ricciotti. Der letztere war Römer, Moro war Venetianer, ebenso die Bandiera. Sie hatten ihre Anstellung im venetianischen Marinedienst aufgegeben, um sich mit jugendlichem Opfermuth dem hoffnungslosen Unternehmen zu weihen. Ihr Großvater war bekanntlich venetianischer Admiral; der jüngere von ihnen zählte erst 23 Jahre. Als die zwei Schiffe, welche sie zum Theil auf eigene Kosten bemannt und bewaffnet hatten, die Küste erreichten, verschwand Bocchecampi. Die Commune St. Giovanni in Fiori, von Neapel aus vor Corsaren und Weiberräubern gewarnt, hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihre zweideutigen Befreier zu überfallen und mit Hilfe der auf Posto liegenden Gendarmen fest zu nehmen. Miller di Forli wurde erschlagen, die andern verurtheilte man zur Galeere, neun aber zum Tode. Ricciotti, Moro und beide Bandieras wurden hingerichtet. Bocchecampi und Nivaro erhielten Belohnungen. Der Commune wurden einige Abgaben erlassen. So endete diese Unternehmung, welche im Jahre 1844 Italien von einem Ende zum andern kräftig durchzuckte und welcher Gioberti in seinen Prolegomeni ein poetisches Denkmal aufzurichten bemüht war.

Nachdem die Ruhe aller Orten wieder hergestellt war, schien dem König eine Rundreise, die schon seit langem beabsichtigt war, nicht mehr bedenklich. Es fehlte auf dieser Reise weder an Witwen, noch Waisen, noch an Müttern und Schwestern, die den seltenen Anblick des Monarchen benutzten, um ihre gefangenen Angehörigen seiner Gnade zu empfehlen, und die Kerker des St. Elmo öffneten sich nicht minder, wie diejenigen von St. Maria Apparente, um eine Anzahl der in neapolitanischer Kerkerhaft Schwachtenden dem Genuß von Licht und Luft wieder zu geben. Bei dieser Gelegenheit gelang dem Minister der Polizei einer jener unglaublichen Friedensschlüsse, von denen man nur noch in den Staaten der italischen Halbinsel einen Begriff hat, und auf den er nicht minder stolz war, als es etwa die amerikanischen Vermittler der Unabhängigkeitserklärung nach vollbrachtem Werke sein möchten. Zwölf

Jahre lang hatten nämlich seine Gendarmen nicht vermocht, des calabresischen Räubers Giosafatte Talarico habhaft zu werden; jetzt brachte er ihn dahin, auf Lipari freie Wohnung und eine runde königliche Pension anzunehmen und dafür seinem gefährlichen Handwerk zu entsagen. Man hat Talarico, welcher sich mit Frau und Kindern wohl sein läßt, später nach Ischia versetzt, dem beneidenswertesten Eilande der Welt, und Fremde versagen sich selten die traurige Augenweide, diesen Dieb und Mörder, welcher frei herumgeht und auf Staatskosten für sein Alter versorgt ist, zu besuchen. Mangel an Schamgefühl verräth es, daß dieser Mann grade eine so vielbesuchte Insel bewohnen darf, die ohnehin zu des Königs Lieblingsaufenthalten gehört; aber daß überhaupt ein Staat in der gezwungenen Lage ist, seine Verbrecher durch Pensionen unschädlich zu machen, wie dies schon mit Bardarelli und andern geschah, verurtheilt die Regierung dieses Staats und ist eins der augenfälligsten Kennzeichen ihrer Unfähigkeit.

Im Jahre 1846 verweilte der russische Kaiser kurze Zeit in Neapel und befestigte das Band natürlicher Zuneigung, das schon seit langem beide Dynastien umschlang. Die Lebhaftigkeit der neapolitanischen Phantasie übte sich damals an Erfindungen über die Art, wie Nikolaus seine Person sicher zu stellen pflegte. Zwei Pistolen lagen, so hieß es, als er im königlichen Palast schlief, zu beiden Seiten seines aus einem Löwenfell bestehenden Lagers. Ein großer russischer Hund lag vor der Schwelle auf Wache. Man hatte Sorge getragen, die gewöhnlichen Bettler und Krüppel des Toledo und der Chiaia in Gefängnissen und Spitalern unterzubringen; der Kaiser kannte zwar den Kunstgriff aus eigener Erfahrung, hütete sich aber wohl, der damals eben beginnenden Hungersnoth Erwähnung zu thun und stattete seinen Dank durch zwei kolossale Bronzepferde (Arbeit des Preußen Cloat) ab. Sie schmückten den Eingang des Gartens hinter St. Carlo. Da man aber an dem Märchen von dem russischen Hunde noch nicht genug hatte, so gab es noch eine palermitaner Person, wonach der ohne sein Wissen immer von Polizeicommissaren umgebene Kaiser, in einem derselben ein verdächtiges Subject vermuthend, diesem plötzlich die Pistole auf die Brust gesetzt hätte. Der arme Commissar sei vor Schreck vom Schlage gerührt worden. Es ist wenigstens charakteristisch für das Verhältniß eines Volkes zu seinen Regenten, wenn es sich Herrscher nur von der misstrauischen und furchtsamen Seite vorstellt.

Im bewegungsreichen Jahre 1847 unternahm der König eine zweite Reise. Er hatte die Absicht Incognito zu reisen und mit eignen Augen zu sehen, wo es fehlte. Da ein neapolitanischer König aber nicht nach der Art Josephs oder Friedrich des Großen reisen kann, und das Morgenland schon die fernsten Ausläufer seiner Sitten in dieser Gegend geltend macht, so verrieth ihn na-

türlich ein reiches Gefolge, dessen glänzendste Anführer die österreichische Gemahlin des Königs und der Conte di Trapani waren. So hatten die Minister denn einen guten Vorwand, um aller Orten auf Kosten der Communen Empfangsfeierlichkeiten zu veranlassen; und während von oben Begnadigungen und Almosen gespendet, Messen angehört, Triumpfbogeninschriften gelesen wurden, wußte man von unten d. h. Seitens der müßigen Dienerschaft, den Wein dieser armen Communen in den entlegensten Schlupfwinkeln ausfindig zu machen und für Jahre hinaus eine loyale Fastenzeit vorzubereiten.

Dieser Abruzzenbesuch nahm den Monat April in Anspruch.

Im Mai drohte ein Besuch Marie Christinens. Die damalige Spannung zwischen ihr und ihrem königlichen Bruder veranlaßte diesen, ihr durch eine neue Reise auszuweichen. Sie kam mit der französischen Fregatte Panama, und an derselben Stelle, wo ihre Schönheit vor 17 Jahren sie zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung gemacht hatte, rührte sich keine Hand, um sie zu bewillkommen.

Der König weilte während dieser Zeit in der Provinz Puglia, machte dann einen mehrfach gedeuteten Abstecher ins Oestreichische, nach Syrien, und kehrte, nachdem er Mitte Juni noch Messina besucht hatte, am 19. Juli nach Neapel zurück. — Das System selbst war nicht geändert worden und es gab nur zu viele Ursachen zur Unzufriedenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Stand der Sundzollfrage.

Kopenhagen den 25. October 1836.

Gestatten Sie einem inmitten des turba infidelium lebenden Landsmanne Ihnen einige Notizen über den gegenwärtigen Stand der Sundzollfrage zu senden. Die Hauptsache allerdings steht fest, der Sundzoll soll abgelöst werden. Dänemark wird also nach dem von ihm aufgestellten Schema 35 Millionen Reichsbankthaler einkassiren, weil es die Schifffahrt und den Handel aller Nationen seit undenklichen Zeiten ohne Aequivalent mit Abgaben bedrückt hat, welche in der störendsten Weise erhoben wurden. Es ist anzuerkennen, wenn Staaten gegeneinander Achtung für wohlverworbene Rechte haben, den Sundzoll aber kann man nicht ein vested right sondern nur ein vested wrong nennen, deshalb konnte kein Vorwurf einem Staat Europas treffen, der sich den Vereinigten Staaten in ihren Schritten gegen diesen Zoll anschloß; daß dies nicht geschehen, ist um so mehr zu bedauern, als es unzweifelhaft ist, daß Amerika, wenn es unter den größern europäischen Staaten Unterstützung gefunden hätte, nicht auf halbem Wege stehen geblieben wäre. Ein wohlunterrichteter Amerikaner, dem ich neulich die Inconsequenz der letzten Maßregeln seines Cabinets in dieser Angelegenheit vorwarf, erwiderte mir: „Was ver-